Nr. 140. 36. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 18. März 1907

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Hierzu „Ziehungs-Liste“ No. 7.

Rapallo.

T. W. Die Blätter haben mitgeteilt, Fürst Bülow beabsichtige, sich zwei Wochen lang in Rapallo zu erholen. Rapallo ist einer jener Küstenorte an der Riviera di Levante, die seit einiger Zeit so beliebt geworden sind und die sehr viel reizvoller anmuteten, als sie noch weniger beliebt waren. Oben auf den Höhen, die Rapallo den Rücken decken, schlängelt sich, an den Häusern der Olivenbauern, an stachligen Aloegruppen und an dunklen, wiegenden Pinien vorüber die weiße Landstraße, die zum Monte Fino hinaufführt. Fürst Bülow kann in dieser traumschönen Gegend neue Kräfte sammeln und neue Reden vorbereiten — besonders an Tagen, an denen das kristallene Meer sich wie ein Spiegel vor dem Kristendande ausdehnt.

Der Reichskanzler wird seine Ferienruhe in heiterer Gemütsstimmung genießen, denn allerlei Schönes und Großes ist ihm gelungen. Er hat nicht nur, in einem unerwarteten Siege, die Sozialdemokratie zerstückelt, sondern er hat, durch die Verheißung einer „konservativ-liberalen Paarung“, auch manchen fortschrittlich gesinnten Politiker gewonnen. Noch hat sich nichts in Deutschland verwandelt, noch haben wir nichts als Worte und Versprechungen gehört, aber es kann ja sein, daß die Erfüllung bald nachfolgen wird. Einstweilen gleicht Fürst Bülow jenen Priestern in den heilkräftigen Wunderorten, die mit einem Händedruck und einer blechernen Gnadenmünze die Kranken und Belasteten kurieren. Bei seinem gütigen Händedruck vergessen die Siechen ihre Wunden, und die Lahmen glauben, daß sie nun glücklich geheilt seien.

Diese frühlingsfrohe Vertrauensstimmung muß den Reichskanzler um so mehr erfreuen, da sie noch dazu beitragen kann, ihm unbequeme Fragen zu ersparen. Obwohl er während der letzten Zeit bisweilen den unerschütterlichen Jupiter gespielt, kennt er genau die Grenzen seiner Göttlichkeit, und er weiß, daß seine verwundbarste Stelle seine auswärtige Politik ist. Er hatte in den Monaten, die der Algeciras-Konferenz folgten, mit wachsender Sorge die Aeußerungen des Zweifels und der Unzufriedenheit belauscht, und seinem klugen Auge war nicht entgangen, daß einige sein Ende gekommen wähnten. Er hatte geahnt, daß man in den Vorzimmern schon den Nachfolger zu erraten suchte, und daß man ihm aus seiner Zentrumsverhaftelung und aus seinen auswärtigen Mißerfolgen geschäftig den Strick drehte. Die Auflösung des Reichstages sollte die hohen und die niederen Unzufriedenen auf andere Gedanken bringen, und nur selten ist ein geschickt ersonnenes Ablenkungsmanöver so vollkommen gelungen.

Leider ist die auswärtige Lage, die vor den Neuwahlen selbst Herrn Bassermann bedrückte, seit dem Wahlereignis nicht sehr viel glänzender geworden. Es mag sein, daß es sich bei den neuesten Verhandlungen zwischen Rußland und England und zwischen Rußland und Japan nur um ein ganz kleines Abkommen — um ein harmloses Ententechen über asiatische Fragen — handelt, aber solche kleinen Abkommen erhalten und nähren die Freundschaft. England ist klug und geschäftig, es versäumt keine Gelegenheit und ertspäht jede Lücke, und es benutzt heute den Aerger des Sultans und morgen die Mißstimmung der Holländer, denen bei uns, in allerliebster Vergeßlichkeit, kein Reichstagspräsident und kein Kanzler für die Errettung der deutschen Schiffbrüchigen gedankt hat. Es gibt, gegenüber einer peinlichen auswärtigen Situation, drei Mittel, drei praktische Möglichkeiten, um sich mit den Dingen abzufinden. Man kann auf die rücksichtslosen Gegner schimpfen, man kann nach neuen Rüstungen und neuen Soldaten rufen, oder man kann (wenn einem was einfällt) durch planvolle Schachzüge, und zum Beispiel durch verlockende Geschäftsangebote, den Kreis der Gegner allmählich lockern. Von den ersten beiden Mitteln wird bei uns seit langen Zeiten ausgiebig Gebrauch gemacht. Aber die Diplomatie ist in die Welt gesetzt, um das dritte Mittel zu handhaben.

In diesen Vorfrühlingstagen spricht man in allen Diplomatenstuben der Welt und überall dort, wo internationale Fragen ernsthaft erwogen werden, von der Konferenz im Haag. Die englische Regierung will ihren Abrüstungsvorschlag im Haag zur Sprache bringen, und sie scheint bereit, dafür ihre alten Gesetze über das Konfiskationsrecht zur See zu opfern. Das Abrüstungsproblem ist schön und zukunftsreich, aber auch schwierig, und die deutsche Diplomatie hat die Pflicht vor allem zwei Klippen zu vermeiden. Unter keinen Umständen darf sie (wenn sie nicht völlig von Gott verlassen ist) allein und ohne Zustimmung anderer Mächte die Besprechung dieses Antrages ablehnen, und unter keinen Umständen darf sie, bei einer Besprechung auf der Konferenz, sich schließlich isolieren lassen. Sie muß, in klärenden Vorverhandlungen, das Unannehmbare ausscheiden und sie muß auf die engen Beziehungen zwischen Heeres- und Bevölkerungsziffer mit dem nötigen Nachdruck hinweisen.

Im englischen Unterhause ist die Abrüstungsfrage mindestens drei- oder viermal während der letzten Wochen eingehend erörtert worden. Im deutschen Reichstage hat Herr Bayer eine sehr verständige Meinung geäußert, aber keine Frage wurde gestellt und keine Auskunft gegeben. Eine Sitzung, in der das deutsche Parlament seine Sympathien mit dem Konferenzwerke ausdrücken würde, könnte Deutschland nur nützen, aber im Reichstage weiß man von derartigen Dingen nur wenig. Die zahllosen Redner in der unendlichen Generaldebatte haben die auswärtige Politik mit keiner Silbe erwähnt und weder die gesamte internationale Lage, noch irgend ein Spezialfall hat unsere Abgeordneten beschäftigt. Mit Stubenhockergemächlichkeit sitzt man am Ofen und fragt nicht viel danach, was draußen im Weltgetriebe vorgeht. Der gewählte Aufsichtsrat des Reiches verzichtet sorglos auf jede Kontrolle, und die Direktoren der nationalen Geschäftsfirma dürfen unbeschränkt schalten und walten.

Fürst Bülow kann guten Mutes und mit leichtbeschwingter Seele nach Rapallo reisen: er hat keine Kritik und kann eine lästige Anfrage zu fürchten. Wenn ein Störenfried sich melden, wenn ein Mißton die harmonische Ruhe zerreißen sollte, so wird Herr Hammann, der Chef des offiziösen Preßorchesters im auswärtigen Amte, gewiß alles ins reine bringen. Still und friedlich wird der Fürst auf den herrlichen Küstenstraßen wandeln, den schimmernden Golf von Genua betrachten, oder in den Poesien der Dichter und in der Weisheit der Philosophen neue Frische und manches Verwendbare finden. Er wird, in den Wassern zu seinen Füßen, das Spiegelbild eines zufriedenen Mannes sehen, und zu dem Fremde Harnack, der ihn begleiten wird, kann er, mit Goethescher Abgeklärtheit, sprechen:

> ... mir bringen liebliche Lüfte
> Ueber die wallende Flut süß duftende Kühlung herüber,
> Und dem Heitern erscheint die Welt auch heiter, und ferne
> Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.“

König Eduard in Spanien.

Schon mehrfach wurde gemeldet, daß der unermüdliche König Eduard demnächst dem König Alfons einen Besuch abstatten würde. Nachdem der „Heraldo“ vorgestern erzählt, Eduard VII. werde sich mit Alfons XIII. gegen Ende des Monats in Cartagena treffen, wurde die ganze Nachricht seltsamerweise durch eine offiziöse Havas-Depesche dementiert. Es hieß in diesem Dementi, daß die Königin Ena ihrer Niederkunft entgegensehe, und daß ihr Gemahl unter solchen Umständen nicht in der Lage sei, sich von Madrid zu entfernen.

Aber das Familienereignis am spanischen Königshofe wird immerhin erst in den Apriltagen erwartet, und König Eduard benutzt sich, die Frist vor dem Erscheinen des spanischen Königskindes zu benutzen. Ein Telegramm unseres Madrider ☜-Korrespondenten besagt:

Die Nachricht, daß König Eduard sich Ende des Monats mit Alfons XIII. in Cartagena treffen werde, wird jetzt amtlich bestätigt. Die spanische Presse bemerkt dazu: Wenn es sich nur um eine familiäre Zusammenkunft handele, so wäre die Flottenkonzentrierung und der geplante feierliche Apparat nicht nötig. Die Begegnung scheine also politische Bedeutung zu haben. Von Ferrol gehen die Königsjacht „Giralda“ und der Kreuzer „Princesa Asturias“ nach Cartagena. Vielleicht sind die Aufbietung der Flottenmacht und die Feierlichkeit des Empfangsgepränges noch kein sehr stichhaltiger Beweis für den politischen Charakter dieser Königsvisite. Dem jungen König Alfons mag es schmeicheln, den Onkel seiner Gemahlin als Gast zu begrüßen, und so empfängt er ihn mit einigem Pomp und unter den Salutschüssen seiner Flotte. Ein wenig bemerkenswerter erscheint schon die Eile, mit der noch kurz vor dem freudigen Ereignis die Begegnung arrangiert wird. Hätte König Eduard dem König Alfons nichts Interessantes zu sagen, so würde er vermutlich bis zur Gratulationsstunde gewartet haben.

* * *

☜ **Madrid, 17. März.** (Privat-Telegramm.) Am Dienstag trifft hier zu kurzem Besuch der König von Sachsen ein. — Gestern verabschiedete sich Jules Cambon, der als französischer Botschafter nach Berlin geht, vom Königspaar. — Die Republikaner stellen für die Madrider Deputiertenwahlen unter anderem den antiklerikalen Dichter Perez Galdos auf.

Ein Panama der Duma-Architekten.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

✠ **Petersburg, 17. März.**

Nach amtlicher Versicherung soll die Untersuchung des Sitzungssaales der Duma ergeben haben, daß die Deckenbalken wohlerhalten und gut verankert seien. Die Sachverständigen der Duma aber sind offenbar ganz anderer Meinung. Mehr und mehr gewinnt es den Anschein, als sollte die Untersuchung über den Deckeneinsturz gleichzeitig ein neues Panama der Duma-architekten und der russchen Bureaukratie aufdecken. So hat sich beispielsweise herausgestellt, daß die angeblich aus massivem Eichenholz gemachten Sessel des Sitzungssaales, für die 108 Rubel pro Stück gezahlt worden sind, nur Eiche fourniert sind. Die Abgeordneten fordern daher eine Kontrolle der Rechnungen. Für den Umbau des Taurischen Palais wurden 1,200,000 Rubel verausgabt, für welche Summa man eventuell nach der Meinung der Dumakommission ein neues Parlament hätte aufbauen können. Am weitesten in ihren Angriffen geht die Zeitung „Ruß“. Auf Grund des ihr von Architekten zugegangenen Materials sucht sie nachzuweisen, daß die Duma unter keinen Umständen ins

Ein Gespräch mit Schalom Asch.

Zur Erstaufführung des Schauspiels „Der Gott der Rache“ im Deutschen Theater.

W. T-y. Man kann ihm jetzt regelmäßig am Spätnachmittag in einem Café der Friedrichstadt begegnen, in dem Schauspieler und Literaten ihre Stammsitze haben. Mit seinem bedächtigen, wiegenden Gange, die Hände fest in die Taschen des Winterrocks stopfend, kommt der überschlanke junge Mann dann langsam an den Tischen vorüber. Neugierig mustern die Leute vom Bau, die wissen, daß dieser Sechsundzwanzigjährige am Dienstag zum ersten Male mit dem Berliner Premierenpublikum zu tun bekommen wird, sein schmales, im typischen Sinne stark ausgeprägtes Antlitz, unter dessen blasser Haut die Backenknochen deutlich hervortreten. Eine stille Freundlichkeit und der kritische Blick seiner Rasse leben zugleich in den runden pechschwarzen Augen zu beiden Seiten der hochgewölbten Nase. Auch der dünne Flaum auf der Oberlippe, das jetzt zum modischen Scheitel auseinandergezwungene Haupthaar haben die tiefdunkle, glänzend schwarze Färbung. Und dann spricht er, noch ganz in den fetten Gutturalen seines Stammidioms, des Jargons, in dessen Umkreis er erzogen und aufgewachsen ist, die Konsonanten hart und kratzig-rauh hervorstoßend. In die Debatte greift er sehr selten ein; und zu irgendwelcher Preisgabe seiner Ansichten und Ideen — in einem seltsam verballhornisierten, mit kühnen Wort- und Satzkonstruktionen angestatteten Deutsch — kann man ihn nur bringen, wenn man ihn am kleinen Tischchen allein gegenüber hat. Dann erst wird der sonst so bescheidene Schweigsame redselig. Der noch nicht gar zu lange an die Verzwicktheiten westlicher Kultur Gewöhnte zeigt, daß er im Dienste einer deutlich betonten Weltanschauung lebt und schafft. Und so oft und herzhaft gurgelt er sein tiefes, etwas heiseres Lachen aus der Kehle hervor, daß man merkt, er hat sich mit dem Tausendsiebenderlei der westeuropäischen Gründe überlegen und bequem abgefunden...

Ich frage Schalom Asch, ob er vor seinem großen Tage das übliche Premierenfieber verspürt. Er schüttelte den Kopf. „Aufgeregt bin ich nicht. Nur neugierig. Man hat mir gesagt, das Publikum erwarte von mir irgendeine Parteinahme für oder wider jüdischkonfessionelle Tendenzen. Etwa, wie das Heijermanns in seinem „Ghetto“ getan hat. Aber nichts liegt mir ferner als das! Sehen Sie, ich bin in den Kreisen, die ich schildere, groß geworden. Die Menschen dieser Bezirke sind mir vorläufig noch die Menschen! Und das rein Menschliche ihrer seelischen Entwickelung, ihrer Taten und Empfindungen, nur das habe ich in den Vordergrund meiner Arbeit zu setzen versucht! Das Milieu ist Zutat. Ich bin zufällig Jude und schreibe zufällig jüdisch und über jüdische Menschen. Wäre ich ein Schlesier oder Bayer, würd's anders sein . . . . . .“

„Mein Bildungsgang?“ sagt er dann weiter, als ich mehr von ihm wissen möchte, und das schwere Lachen kollert wieder aus der Brust hervor, gleich als lache er über das konstruierte Wort und wisse selber, daß er noch viel zu lernen und in sich aufzunehmen hat. „Meine Heimat ist gar nicht so weit von hier. In etwa zwölf Stunden haben Sie's geschafft. Ich bin in Kutna an der preußisch-russischen Grenze geboren. Mein Deutsch — jawohl, ich weiß, daß es noch sehr zu wünschen übrig läßt — hab' ich mir aus der bekannten Mendelssohnschen Bibelübersetzung selbst beigebracht. Die Lektüre der deutschen Klassiker vollendete den Selbstunterricht. Und dann wurde ich „entdeckt“. So sagen Sie ja wohl? Von einem aus dem Kreise unserer Jargonliteratur, der viel mehr wert ist, als ich, der Anfänger. Von Perez: mit Bialek und Abramowicz mir der liebste dichterische Darsteller unserer heimischen Freuden und Leiden. Perez hat zuerst in seiner Zeitschrift „Der Jude“ ein paar kleine novellistische Sachen von mir gebracht. Später nahmen sich auch die renommierteren, polnischen Schriftsteller meiner an, an ihrer Spitze Stefan Zeromski. Dann kamen meine „Messianischen Zeiten“ und ihr Erfolg in Petersburg und Warschau. Den Weg nach Deutschland aber hat mir eigentlich mein Einakter „Der Sündige“, den man übrigens jetzt in Krakau spielt, gebahnt. Er kam zunächst in einer schlechten Uebersetzung an Reinhardt. Dann aber proponierte man mir — ich war damals zufällig in Berlin — das Stückchen im Jargon vorzulesen. Das tat ich, tat es später auch mit meinem umfangreichen Werk . . . . na, und das übrige wissen Sie ja . . . . .“

Wir plaudern weiter. Schalom Asch erzählt mir, daß auch die jüdischen Bühnen Amerikas ihre Fänge nach ihm ausstrecken, um ihn als Hauspoeten zu gewinnen, daß er sich jedoch naturgemäß nicht festlegen wolle. „Wenn die Premiere vorbei ist, werd' ich mal erst ein paar Wochen Luft schnappen,“ sagt er. „Und dann hab' ich schon mein Ziel.“ Er sieht lange zu mir herüber, und die dunklen Augen haben in diesem Moment einen suchenden, hoffnungsfreudigen Blick. „Ich will nach Palästina! Ohne bestimmte Pläne. Aber, ich denke mir, daß ich auf dem alten Boden vieles finden werde, was mich nahe angeht.“

Schalom Asch ist ganz ernst geworden. Und man merkt, daß diese Etappe seiner Zukunft ihn doch stark beschäftigt, als er jetzt plötzlich mit kurzem Händedruck mich und den Raum verläßt. . . .

Ein Opfer.

Von [Nachdruck verboten.]

Hedwig Neumann.

Heut' morgen, wie ich so im Tiergarten geh',
(Möglichst weit ab von der Siegesallee)
Und wie ich so frühlingsfroh leis' für mich summ',
Da dreht sich plötzlich ein Mann nach mir um,
Sieht mich mit einem Blick an voll Haß
Und sagt giftig: „Bitte, lassen Sie das!“ —
Auffahren wollt' ich — der Unverschämte!
Da sah ich in sein Gesicht, das vergrämte,
Und da bat er auch schon: „Ach, sei'n Sie nicht bös,
Ich bin nämlich leider entsetzlich nervös,
Denn“ — seine Züge sich schrecklich verzerrten —
„Ich war in zweihundertvierzig Konzerten
Und habe sie alle rezensiert!!!“
Da drückt' ich die Hand ihm, aufs tiefste gerührt,
Und führte den Aermsten, der matt und krank war,
Dahin, wo die nächste Ruhebank war,
Und sprach: „So sei'n Sie doch froh, mein Lieber,
Jetzt ist ja bald die Saison vorüber;
Wer wird sich noch in den Konzertsaal pferchen,
Wenn Finken schlagen und Meisen und Lerchen?“
Er seufzte tief auf und sprach: „Gott sei gelobt,
Die Künstler haben bald ausgetobt.
Jetzt hab' ich bald Ruh' vor den Herr'n Virtuosen
Und Wunderkindern aus Ungarn und Posen;
Allmählich ebbt zurück die Flut,
Doch zu spät für die Nerven, die gänzlich kaputt.